Aurora letalis

– Trauerrede am 18. Juni 1998 in Chemnitz. –

Eine Trauerrede für Carlfriedrich Claus, da kommen mir schon beim ersten Nachdenken Zweifel. Denn von ihm Abschied zu nehmen, kann für mich nichts anderes heißen, als das ununterbrochene Gespräch mit ihm fortzusetzen, das wir über Jahrzehnte hin mündlich und brieflich miteinander geführt haben, über das, was uns bewegte, und daß er über sein Abwesendsein lebendig ist und lebendig bleiben wird, mit dem, was er uns aufgeschrieben hat, in dem er nun mit seinem ganzen Wesen weiterlebt, ich kann es nicht anders sagen; und daß ich, daß wir, ja vieles von ihm noch gar nicht recht oder gar zu Ende gelesen haben, uns hineinhörten in das, was er uns ohne Worte, im Stadium vorsemantischen Sprechens, alles mitteilen wollte. Seine unaufhörliche Aufforderung, Beschwörung, Ermutigung, erfaßt von seinen durchdringenden Augen, der unnachahmlichen Bewegung seiner Hände, seiner eindringlichen Stimme, doch mit ihm in unüberschaubare, nie bisher gehörte, bislang nicht beschriebene Bereiche unseres Hier- und Daseins mit ihm aufzubrechen, vorzustößen in das, was er Morgenröte nannte. Aurora – immerwährendes Werden im ständigen Vergehen. Aurora letalis, Morgenröte noch im Anblick des Todes – mit dem Zusatz: Gegen Resignation. Niemand – sage ich – wußte wie er um seine Sterblichkeit. Niemand wie er – wir wissen es – ging in seinem Lebensentwurf weit über seine Zeit hinaus. Und ihm erschien das ganz selbstverständlich; einfach und vieldeutig wie der Satz, den er 1978 von einem Besuch im polnischen Krakau auf eine Karte schrieb:

Die Stadt und die Menschen hier greifen ineinander: Eine stimulierende Atmosphäre entsteht. Die Grenze zwischen Tod und Leben ist fließendes Grün.

Wie er war? Lassen Sie mich versuchen, es in ein paar Sätzen anzudeuten. Claus war ein Mensch, der sich anderen, auch seinen Freunden, nie aufgedrängt hat, eher scheu als zudringlich. Aber denen, die an seiner Arbeit, also an seinem Leben, Anteil nahmen, hat er sich arglos und zutraulich geöffnet, beredsam und eindringlich und durchaus mit der Gewißheit der außergewöhnlichen Kenntnisse und Fähigkeiten, über die nur er verfügte.

Er liebte den Dialog, die unmittelbare Begegnung mit dem Gegenüber, dem Gesprächspartner; er konnte noch Wochen später über Sätze nachdenken, die ihm dabei wichtig gewesen waren, wenn zwischen ihm und dem anderen die „Sonne Microcosmi“ aufschien, spürbare Sphäre aus Nähe und Sympathie im gegenseitigen Verstehen, das andere Meinungen nicht ausschloß, wie es ihm auch erging, wenn ihn ein Stück Literatur oder Kunst, eine neue wissenschaftliche Erkenntnis ergriff, und er sie nun in seiner Sprache umschrieb und weiterführte. Claus war ein Mensch wie kein anderer, sage ich, er lebte ausgesetzt gleichen Lebensbedingungen, wie keiner von uns; was er Liebe nannte, entsprach nur ganz seiner Natur, er ließ sich durch nichts, aber auch gar nichts davon abbringen – „Wenn die Leute immer noch nicht begriffen haben, wo ich stehe, kann ich ihnen nicht helfen.“ – und der jetzt oft zitierte Satz, daß seine Autobiographie exakt aus seiner Arbeit erschließbar sei wie aus den unwiederholbaren Papillarlinien seiner Hand, entspricht seiner Position als Solitär, der zugleich uns alle gelten ließ und innig wünschte, daß sich die Menschen doch – um Gotteswillen und zum Teufel Marx noch mal – ihrer wahren Natur versichern sollten, indem sie die Natur um sich zu humanisieren strebten. Nach dem, was er die Natur des Menschen nannte, war er inständig auf der Suche, und das war seine Art, von einer kommunistischen Zukunft zu sprechen, im Kern lesbar und chiffriert skizziert in einem Essay für den Maler und Freund Albert Wigand, einen Künstler, wie man ihn sich ferner aller Ideologie oder philosophischer Utopie gar nicht denken kann.

Nein, das Lebensexperiment von Carlfriedrich Claus ist auch in seiner Alltäglichkeit – ich habe es als

Zwiegespräch mit seinen Schriften und Briefen in den letzten Tagen wieder intensiv empfunden – mit keiner der üblichen Etiketten zu erfassen. Er war kein Eremit, sondern stand mit tausend Fäden seiner Experimente und Korrespondenzen mit aller Welt in Kontakt und lebhaftem Austausch, die Kämpfe auf fernen Kontinenten fanden transparent bei ihm auf dem Papier statt, wenn sie ihn als aktuelle Ereignisse oder weiterwirkende Zeugnisse in alten Schriftsprachen der Menschheitsgeschichte erregten. Sein selbstgewähltes Domizil als die geschmähte Misere in einer Diktatur abzutun, hat er sich bis zuletzt strikt geweigert, hat damals wie heute Verkennungen bedauernd oder stolz in Kauf genommen, Angriffe und Schmähungen als Herausforderungen empfunden, Widerstand zu leisten.

Gerade dadurch behauptete er sich souveräner als mancher wohlfeile Zeitzeuge oder Widerständler, auch darin unnachgiebig als autonomer Künstler, der sich beharrlich aus seiner ‚Clause‘ um keinen Preis vertreiben ließ.

„Das Psychoklima Annabergs“ schrieb er 1975 in einem Brief, „das wurde mir bei unserem Pöhlberg-Rundgang wieder einmal in aller Klarheit bewußt – ausgesprochen lau. Sächsisch-kleinbürgerliche Selbstzufriedenheit, Gemütlichkeit herrschen hier. Diese Lauheit kann allerdings – wie ich schon manchmal erfuhr – recht böse werden: eben gegen Heißes und Kaltes, das nicht klein beigt... Daß ich keine Kontaktinfektion bekam, bzw. mich in Widersprüchen zu diesem Milieu verzehrte (was auch Kontaktinfektion wäre), hängt wohl mit meiner glücklichen Veranlagung plus Kindheit/Situation meiner Eltern plus der besonderen Lage dieser Wohnung zusammen. Ich wohne hier und lebe doch nicht hier. Das geht dank der spezifischen Lage der Wohnung sogar ohne schwerwiegende Komplikationen. Und meine freundliche Grundeinstellung zum Menschen, als Wesen, das sich den in ihm angelegten Möglichkeiten nach verändern kann, kennst Du ja.“ Und nicht ohne Selbsthumor:

Aber um noch einmal auf meine chaotisch wuchernde Wohnung zurückzukommen (sie befände sich, sagte mir mal jemand, in einem Zustand jüdisch-galizischer Verwahrlosung): ich glaube, ich tat – meiner glücklichen Veranlagung entsprechend – instinktiv das für mich Richtige: denn genau dadurch, daß sie unwohnlich, ungemütlich wurde, bekam sie Startplatz-Qualität für die vertikalen Expeditionen auf Sprachblättern – Ist das nicht eine prima Selbstrechtfertigung meiner Liederlichkeit? Ich klopfe mir jetzt direkt selbstzufrieden auf meine breiten Schultern! Ich höre Dich lachen...

Ich höre dazu für immer seine Stimme.

Carlfridrich Claus hat an der Wirkungslosigkeit seiner Arbeiten nicht nur in jenen Jahren bis aufs Schmerz- und Krankhafte gelitten. Aber keiner wie er, glaube ich, betrachtete den Schmerz, Isolation und Depression, zugleich als den innersten Kraftquell, aus dem heraus seine stärksten Arbeiten entstanden. Daran hat sich auch in diesen letzten Jahren, in denen dann der Körper für alle Anstrengungen unerbittlich Tribut forderte, kaum etwas geändert. Hatte er es zuvor schwer, überhaupt wahrgenommen zu werden, so fiel es ihm jetzt – als ihm große Ausstellungen, Ehrungen und Auszeichnungen zuteil wurden – wiederum nicht leicht, wie er es nannte, abzutauchen, um auf der Basis weiterarbeiten zu können, die er sich zuvor geschaffen hatte. In seinen Sprach- und Lautprozessen befreite er sich solange er dazu nur die Kraft hatte, wie mit Karate-Schlägen aus Dunkel, Schwärze, Bedrängnis und Pein, bis es ihn traf und hinstreckte.

Daß er sich Freunde und Helfer schuf, die ihm beistanden, seine Entwürfe auszuführen und der Welt zeigen zu können, muß in diesem Kreise nicht besonders hervorgehoben werden. Carlfridrich, Dein Verstummen geht uns hart an, weil uns Deine lebendige Anwesenheit fehlt, Dein Sprechen, Dein Zuhören, Deine Augen, die Bewegung Deiner Hände, natürlich alles, was Du noch sagen, schreiben, ausführen wolltest. Ruhepausen, kamen sie nicht aus Erschöpfung, kanntest Du nie. Gemeinsam machten wir Pläne, die bis weit in Deine Jugend zurückführen sollten, damals als Du, erst zwölf Jahre, 1942, mitten im Krieg, als die Juden endgültig der Verfolgung anheimfielen, die hebräische Sprache erlernstest, um in der Thora, im Alten Testament den Urtext, in der Kabbala lesen zu können: Worte, Gleichnisse, Botschaften, die bis in Deine letzten Arbeiten

immer wieder auftauchen. Ein von Dir begonnener, nicht endender Dialog, der, wenn wir nur etwas von Dir verstanden haben, von uns weiter geführt werden muß. Damit stehen wir immer in Deiner Schuld.

Carlfriedrich Claus hatte, entgegen anderen Meinungen, die Vision, daß seine Sprachblätter, als Denklandschaften vergrößert, den Betrachtern zugänglich sein sollten. „Die Transparenz des Glases macht“, schrieb er 1980, „daß man bei Betrachtung der einen Seite den Raum, die Menschen ‚dahinter‘ mit sieht, daß bei bestimmtem Lichteinfall Spiegelungen auftreten, daß die Schrift-Denkstruktur Schatten wirft. Faktoren, die zunächst irritierend wirken, realiter jedoch Bau-Elemente dieser Fiktion möglicher Zukunft sind; – sie ist da und doch (noch) nicht da... Lichtreflexe, Spiegelungen, Stillstand des Raumes, Menschenbewegung vor und hinter dem Glas... Spiegelnde Transparenz... Denn jetzt, hat man erst einen günstigen Standort ausgemacht, kann die Auseinandersetzung mit den Subjektbewegungen im ‚Spiegel‘, den schwebenden Sprachstrukturen und Prozessen beginnen, man muß sich weiterbewegen... immer wieder unterbrochen von der störenden Gegenwart..., das Sich-Einmischen je anderer Wirklichkeit in die bloße Betrachtung... so kann Gegenwartswirklichkeit ihrerseits paradox-transparent werden: durch das in Bewußtseinstätigkeit eingebrachte Glas hindurch erkennt man unaufhörlich in ihr vergehende und entstehende negative und positive Möglichkeiten, das Vergehen und das Werden... und dazwischen augenblicklang Reglosigkeit. Kaum merkliche Schriftschatten auf der Haut. Ahnung gläserner Transparenz des Augenblicks des Todes...“

Aus zentralen Sprachblättern entwarf er, 1978/79, ein Modell für die Ausgestaltung eines Dresdner Krematoriums. Man konnte sich in seine Strukturen hineinbegeben, in sie eintauchen, in ihnen vergehen und werden, eine Landschaft aus Sichtbarem und Unsichtbarem, Lesbarem und Unlesbarem, Leben und Sterben, Tod und Morgenröte. Der Entwurf wurde damals verworfen. Ich schrieb ihm: Nun machen die Auseinandersetzungen um Carlfriedrich Claus auch an Friedhofsmauern nicht halt – sie reichen bereits ins Jenseits hinüber, ist das nicht ein Symbol?

Die Grenze zwischen Tod und Leben ist fließendes Grün.

Gerhard Wolf, in *Carlfriedrich Claus Gerhard Wolf Christa Wolf: Nun schauen mich immer mindestens vier Augen an. Der Briefwechsel 1971–1998*. Kunstkeller Annaberg, Chemnitzer Verlag, 2018